

Philius kommentiert

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 15

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Kürzlich hat im Hallenstadion in Zürich ein Jazzkonzert stattgefunden. Der berühmte und allen Jazzbegeisterten bekannte «King of Jazz», Louis Armstrong, trat mit seinem kleinen Ensemble auf. Das Konzert begann vorerst mit einem frenetischen Beifallssturm des Publikums, der sofort auf Siedehitze stieg. Jede Darbietung rief zu Ovationen hin und jede Ovation wurde ungestümer. Es war klar, das Publikum war nicht willens, die Musikstücke einfach mit großem aber immerhin mit vernünftigen Beifall auszuzeichnen, nein, es wollte einen Grad der Verrücktheit erreichen, der eben Verrückte voraussetzt. Zuerst wurde in die Hände geklatscht, bis sie entzündet waren, dann kamen die Beine an die Reihe und man trampelte fast das Holz nieder, und schließlich folgten grelle und heisere Pfiffe, und als den Leuten auch das nicht mehr genügte, wirbelte man die Hände in die Luft. Der Lärm wurde ohrenbetäubend, man trampelte immer verrückter, pfiff, klatschte und schrie immer orgiastischer. Man schrie vor allem nach Armstrong, den Jazzkönig, und er mußte unaufhörlich Dreingaben spenden, und sobald sein Ensemble, das auch seinen Mann zu stellen weiß, spielte, schrie man «Armstrong», und es schien, als ob das verrückte Publikum nur auf die Schlußnummer wartete, um dann seinen Beifall auf Hochtouren steigen zu lassen. Eigentlich wollte man gar nicht Musik, also Jazz, hören, man wollte sich selber hören, seine Pfiffe, seine Schreie, sein Gejohle.

Als das Konzert schließlich zu Ende war, ging das Publikum (und welch ein Publikum!) zur Hysterie über. Es wollte den Saal nicht räumen, es überflutete die Musiker, drohte sich und jene zu zertrampeln, verlangte mit ohrenbetäubendem Lärm, Armstrong zu sehen, obwohl es ihn gar nicht mehr sehen konnte. Der arme Sprecher am Mikrophon versuchte, den Pöbel zur Ordnung aufzurufen,

aufzuschreien, aber es nützte nichts mehr, eine wilde Meute war losgelassen, drängte zum Podium; die Polizei mußte aufrücken, die mit Gummiknütteln gegen das Publikum (die Bezeichnung ist fast zu edel für eine solche Meute) vorgehen mußte. Wenn Hysterie aber brutal wird, da ist ihm kein Gummiknüppel mehr gewachsen. Das Gedränge wurde immer bedrohlicher, junger Pöbel begann mit wilden Schlägereien. Ja mehr, das Pack begann mit Stühlen auf die Polizisten vorzugehen; schließlich flogen Bierflaschen, weil es ja immer zum Mut des Pöbels gehört, zu verletzen, ohne sich als Täter zu stellen. Bei solchen Gelegenheiten zeigt es sich auch immer, daß das Ressentiment gegen jene Polizisten, die Tag und Nacht für das Publikum (zum Teil unter Lebensgefahr) bereit zu stehen haben, ins Maßlose aufgespeichert ist. Es war höchste Zeit, daß die Polizei die Hydranten in Tätigkeit setzte, sie hätte sich sonst von der Menge prügeln, mit Flaschen und Stühlen bewerfen und womöglich verletzen lassen müssen.

Es ist bekannt, daß Jazzkonzerte den Beifallssturm auf die Siedehitze zu treiben pflegen. Offenbar liegt im Jazz ein Ansporn zur Hysterie. Es gibt Leute, die sich aufmachen, diese Tatsache «wissenschaftlich» zu begründen und zu deuten. Uns aber scheint, daß es auch hier ein Maß geben könnte, wenn das Auditorium willens wäre, einigermaßen Maß zu üben. Uns scheint aber die Tatsache vorzuliegen, daß hier ein Pöbel in Aktion tritt, der unter allen Umständen pöbeln will und der den Rhythmus des Jazz, in dem sonst viel anständige und begreifliche Elementarität schlummert, zum Anlaß nimmt, sich der Hysterie in die Arme zu werfen. Es gibt Leute, und vor allem junge und dumme, welche mit amerikanischen Verhältnissen exemplifizieren und meinen, was jenseits des großen Wassers geschehe, dürfe sich auch hier wiederholen. Als ob wir gar die Spielarten brutaler politischer Demonstrationen nachahmen müßten. Nein, Nachahmung ist kein Zeichen eines gesunden Volkes. Wir haben gar keinen Grund, zu einer Meute von Idioten und Irrsinnigen zu werden. Wir dürfen der Jugend gestehen, daß wir den elementaren Charakter des Jazz durchaus lieben, daß wir aber beizeiten beginnen werden, solchen Sinnlosigkeiten und Hysterien den Riegel zu stoßen. Die Diktatur der Hysterie hat bei uns keinen Raum.



Albert Ehrismann

BOTENLIED

*Auf und nieder, auf und nieder
gingen Sonne, Sterne, Mond,
und wir glaubten, daß ein lieber
Mann im guten Monde wohnt.
Ach, die alten Märchen, heißt es,
sien längst erstarrt, vorbei,
und bald würde uns bewiesen,
daß der Mond bewohnbar sei.*

*Doch wir sollen uns nicht fürchten
– auch der liebe Gott tut's nicht –,
denn sein Himmel ist viel größer
als der längste Mondbericht.
Und zuweilen fällt ein Körnchen
Sternenstaub in unsre Welt,
weil dort Irgendeiner lächelnd
Sterne läßt und Sterne hält.*

*Ist's nicht wie ein Wort und Zeichen?
Botschaft? Kunde? Schrift und Spur?
Nein, vom Riesen-Sternenmeere
etwas Flug- und Streusand nur.
Aber in den stillen Nächten,
wenn nicht Haß und Krieg uns stört,
hat vielleicht doch der und jener
seines Herzens Wort gehört.*

*Ja, wir wollen uns nicht fürchten –
und erobern Zeit und Raum!
Doch die Wurzeln fassen tiefer,
bis zum Himmel wächst kein Baum.
Daß uns Regen oder Sonne
gnädig seien – wär's zuviel?
Und verzeih uns, Mann im Monde,
unser Flug- und Sternenspiel!*

*Manches ist nicht, wie es sollte.
Und wir sind nicht immer schuld.
Habe du auch, alter Tröster,
mit der Erde viel Geduld.
Eine gute Botschaft bringen –
ja, wer möchte es nicht gern ...
danken, loben, preisen, singen
Sonne, Erde, Menschen, Stern.*

